

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 48 (1968-1969)
Heft: 4

Artikel: Festung Breslau 1945
Autor: Hornig, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-162123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Festung Breslau 1945

ERNST HORNIG

Der von der deutschen Heeresführung Anfang Januar erwartete Grossangriff der sowjetischen Streitkräfte im Raum südlich von Warschau erfolgte am 12. Januar 1945. Da durchbrach die Armee Konjew vom Baranow-Brückenkopf aus die deutsche Ostfront mit fast zehnfacher Überlegenheit und solcher Wucht, dass am Abend keine Front mehr da war. Auch die rückwärtigen Reserven wurden in den Strudel hineingerissen, grossenteils vernichtet, gefangen oder zerstreut. Eine rechtzeitige Zurücknahme der Front, die die deutsche Armeeführung der obersten Führung geraten hatte, war an dem Eigenwillen Hitlers gescheitert. Eine Woche später überschritten die russischen Truppen die schlesische Grenze in Oberschlesien, dem wichtigen Industriegebiet, das als einziges in Deutschland als Rüstungsgebiet noch intakt war. Der Stoss richtete sich zugleich gegen die Oder bei Oppeln und suchte bei Breslau, Steinau und Glogau das westliche Ufer der Oder zu erreichen. Breslau, die Hauptstadt Schlesiens, und Glogau wurden zu Festungen erklärt, obwohl sie keine modernen Festungen waren.

Breslau ist eine alte Stadt. Schon in der Völkerwanderung lag dort, wo sich später zwei alte Handelsstrassen von der Ostsee über Wien nach Venedig und von Russland über Leipzig nach dem Rhein kreuzten, eine Ansiedlung. Seit dem Jahr 1000 ist Breslau Bischofssitz und war später Residenz der schlesischen Herzöge, der Piasten. 1526 kam es von Böhmen an das Haus Habsburg und wurde 1742 unter Friedrich dem Grossen preussisch. Vor dem Zweiten Weltkrieg hatte Breslau als kulturelles und wirtschaftliches Zentrum des fruchtbaren Niederschlesien 630000 Einwohner, während des Krieges, da Schlesien als «Luftschutzkeller Deutschlands» galt und grosse Betriebe beherbergte, mehr als 900000 Einwohner. Ein Befehl Hitlers, wonach im Sommer 1944 Breslau zur Festung erklärt worden war, wurde so wenig ernst genommen, dass so gut wie nichts geschehen war, um eine Verteidigung vorzubereiten oder moderne Festungsanlagen zu schaffen.

Zwar hatte Breslau nur einen einzigen Luftangriff im Oktober 1944 erlebt, aber die bedrohliche Nähe der russischen Front veranlasste die militärische Führung im Dezember, die Evakuierung der Frauen und Kinder vorzuschlagen, deren Durchführung Sache der Gauleitung war. Dem widersetzte sich der Gauleiter Karl Hanke mit dem Einwand, er könne eine solche

Massnahme, die einen defaitistischen Eindruck machen müsse, nicht verantworten. Schon hier zeigte sich die verhängnisvolle Doppelregierung der militärischen Kommandostelle und der Parteiführung, die noch viel Unheil anrichten sollte. Als die russischen Panzerspitzen zügig rechts der Oder weiter vorstießen, da endlich befahl der Gauleiter am 19. Januar die schleunige Evakuierung der Landkreise rechts der Oder und tags darauf die der Frauen und Kinder Breslaus. Bei schneidender Kälte von 20 Grad und mehr zogen die Elendstrecken der Alten, Frauen und Kinder aus den schlesischen Dörfern in westlicher und südlicher Richtung dem schlesischen Gebirge zu. Die Frauen Breslaus erschraken nicht wenig, als sie am 20. und 21. Januar die Durchsage von den Lautsprechersäulen hörten: «Frauen und Kinder begeben sich zum Fussmarsch auf die Strasse nach Opperau in Richtung Kanth.» Der Andrang auf den Bahnhöfen war inzwischen so gross, dass der Bahnverkehr auf den Bahnhöfen fast zum Erliegen kam. Schon in der ersten Nacht erfroren unzählige Kinder, obwohl die Mütter vielfach ihre Koffer wegwarfen, um die Kinder an ihrer Brust zu bergen. Nach der zweiten Nacht war die Hiobsbotschaft vom Sterben der Kleinkinder und dem Flüchtlingselend der Mütter in Kälte und Hunger nach der Stadt zurückgedrungen, dass fast jeder vor solcher Flucht ohne Quartier und Verpflegung zurückschreckte. In Breslau sagten sich Tausende, haben wir unser Bett, Kohle und Kartoffeln, dann wollen wir lieber hier umkommen als erfrieren oder verhungern. So blieben mindestens 200000 Zivilpersonen, zu denen noch einige zehntausend aus den benachbarten Landkreisen stiessen, ehe die Festung sich schloss. Am 13. Februar vereinigten sich russische Panzerkräfte an der Autobahn Breslau-Liegnitz und schlossen den Ring um Breslau. Am 15. Februar gab die Kommandantur die Einschliessung der Stadt der Bevölkerung bekannt.

Da Breslau jetzt nur noch durch die Luft versorgt werden konnte, setzte nun der Flugbetrieb ein, der Munition und Geräte, Post und Medikamente herein- und Verwundete hinausbrachte. Die Landemanöver der deutschen Junkersmaschinen — «Jus» genannt — im Spiel der russischen Scheinwerfer und des Fliegerabwehrbeschusses hielt die Truppe wie die Bevölkerung allabendlich in Atem.

Inzwischen hatte die Partei, an ihrer Spitze Gauleiter Hanke, ihr Schreckensregiment entfaltet. Das erschütterndste Zeichen dafür war die Erschiessung des zweiten Bürgermeisters Dr. Spielhagen auf Befehl Hankes als Reichsverteidigungskommissar. Rote Plakate meldeten die Hinrichtung der aufgeschreckten Bevölkerung mit der Begründung, weil Spielhagen «ohne Befehl die Stadt Breslau und seinen Posten verlassen wollte, um sich anderswo eine Beschäftigung zu suchen. Wer den Tod in Ehren fürchtet, stirbt in Schande!» Andere Opfer folgten: Erschiessungen wegen Arbeitsverweigerung, defaitistischer Äusserungen, Plünderungen.

Ein erregendes Zwischenspiel war das Verbleiben von evangelischen und katholischen Geistlichen in der Festung. Am 30. Januar überbrachte ein SS-Offizier mir, damals Pfarrer an der St. Barbarakirche, weil ich als Sprecher der Pfarrerschaft galt, einen Befehl des SS-Führers Himmler, alle Geistlichen beider Konfessionen hätten binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Ich erklärte, die Pfarrerschaft könne Befehle für ihr Amt nur von kirchlichen Stellen entgegennehmen. Die schlesische Kirchenbehörde, das Konsistorium, hatte Breslau bereits verlassen. Der SS-Offizier ging und ich setzte mich mit den leitenden Männern des Domkapitels in Verbindung. Sie nahmen am nächsten Tage Verbindung mit dem Gauleiter auf und erfuhren zu ihrer Überraschung, dass dem Gauleiter von einem solchen Befehl Himmlers nichts bekannt war. Er verwies die Vertreter der Kirche an die Geheime Staatspolizei zu Verhandlungen. Sie stellte sich auf den Standpunkt, es könne etwa ein Drittel der noch in der Stadt befindlichen Geistlichen jeder Konfession bleiben. Die evangelischen Geistlichen waren teilweise im Heeresdienst, zum Teil auf Kriegsvertretung in der Provinz und von den früher 60 Pfarrern nur etwa 20 noch anwesend. Einige hatten die Stadt von sich aus verlassen. Günstiger stand die Katholische Kirche mit über 100 Geistlichen da. So bewilligte man ihr 35 Pfarrer zum Bleiben, der Evangelischen Kirche jedoch nur 8, wozu der Stadtdekan Pfarrer Lic. Dr. Konrad und der Mutterhausvorsteher Konsistorialrat Büchsel kamen, also 10 Pfarrer und noch 2 Vikarinnen¹. Der Wehrmachtsgeistliche Professor Dr. Preisker zählte hier nicht. Die anderen Pfarrer galten als ausgewiesen und verliessen die Stadt. Schon am 28. Januar hatten die führenden Männer der Bekennenden Kirche, der neu gewählte Stadtdekan Pfarrer Lic. Dr. Konrad und ich als stellvertretender Präses der Bekennenden Kirche die evangelischen Gemeinden Breslaus zu einem Bekenntnisgottesdienst in die St. Barbarakirche am Königsplatz eingeladen. In einer Ankündigung, die als Bekanntmachung an allen evangelischen Gotteshäusern angeschlagen war, hiess es: «Auch unter den jetzigen Umständen werden in den Kirchen unserer Heimatstadt regelmässig Gottesdienste und Gebetsandachten zum Trost und zur Stärkung der zurückgebliebenen Gemeindeglieder gehalten werden, so lange wir nicht durch höhere Gewalt behindert sind.» Weiter war gesagt, wo die Geistlichen zu erreichen und wo Beerdigungen anzumelden seien. Es erging der Ruf, im Gebet und der Sammlung unter Gotteswort zusammenzustehen.

Die 10 in Breslau verbliebenen Pfarrer schlossen sich mit den beiden Vikarinnen zur Pfarrerschaft der Bekennenden Kirche zusammen, so dass auch die ihr bisher nicht angehörenden den Anschluss vollzogen. Das war ein für die geistliche Gemeinschaft, aber auch im Blick auf die zu erwartende Kapitulation wichtiger Schritt. Ausser den Gottesdiensten und Andachten beschäftigten seelsorgerliche Gespräche, Besuche in den Kellerunter-

künften und Beerdigungen die Geistlichen, vor allem auch die Lazarettseelsorge an den Soldaten. Da die Friedhöfe mit dem Vordringen der sowjetischen Truppen verloren gingen, musste bald auf alten Innenfriedhöfen und Grünanlagen beerdigt werden, oft unter Artilleriebeschuss, Bombenwürfen oder Bordwaffen. Später fehlten Särge, und die in Decken gehüllten Toten wurden in Massengräbern bestattet. Die Identifizierung der unter Verschüttungen, Brand und Bomben Umgekommenen der Zivilbevölkerung wurde immer schwieriger, und doch geschah, was möglich war, um die Toten christlich zu bestatten.

Ein guter Teil der Schwesternschaft der beiden Breslauer Diakonissenmutterhäuser Bethanien und Lehmgruben, auch des Grünberger Mutterhauses, waren in der Stadt geblieben, teils in der Gemeindepflege, teils in den Krankenhäusern und Lazaretten. Sie haben unter Einsatz ihres Lebens an der Seite der Ärzte monatelang in Kellern und Bunkern unter schwersten Bedingungen Soldaten und Zivilpersonen als Kranke und Verwundete aufopfernd gepflegt und Sterbende zu trösten gesucht. In den bis zu 1000 Verletzte bergenden Bunkern steigerte sich die stickige, durch Blut und Eiter geschwängerte Luft durch zunehmende Hitze bis zur Unerträglichkeit. Die Lüftung lief nur 6 Stunden am Tag mangels elektrischen Stroms.

Die Leistungen der Wehrmacht, ihrer eilig zusammengestellten Truppenenteile, einer drei- bis fünffachen Übermacht gegenüber bei ständigem Mangel an Waffen und Munition waren oft übermenschlich. Der Häuserkampf vor allem im Süden Breslaus in Trümmern und Bränden gab an Härte dem Strassenkampf in Stalingrad nichts nach. Noch im Winter kämpften Soldaten in der Hitze der Brände mit entblößtem Oberkörper. Im Volkssturm kämpften Jungen von 16 Jahren an, sogar 14- und 15jährige wie 50- bis 60jährige Männer und liessen ihr Leben, besonders im Südpark und in Popelwitz.

Die militärische Führung des Generalmajors von Ahlfen als Festungskommandant sah sich durch den ehrgeizigen Gauleiter Hanke erschwert. Auf seinen Vorschlag wurden 2 Fallschirmjäger-Bataillone eingeflogen, deren Bewaffnung und Ausbildung zum Teil unzureichend war, was der Kommandant beanstandete. Dadurch machte er sich beim Gauleiter und beim Oberkommando unbeliebt. Eine weitere Spannung zwischen dem Kommandanten und dem Führerhauptquartier ergab sich aus der Meinungsverschiedenheit über die Anlage eines Reserveflugplatzes für den bedrohten Flugplatz Gandau. Während schon der Bau eines neuen Flugplatzes ausserhalb, in Scheitnig, im Gange war, drängte der Gauleiter auf einen Flugplatz im Stadtinnern, den der Kommandant aus guten Gründen ablehnte. Hitler befahl diesen Ausbau und übertrug ihn dem Gauleiter, der auf Grund seiner reichsunmittelbaren Stellung direkt mit Hitler und der Reichskanzlei eigene Funkverbindung hielt. Das wachsende Misstrauen gegen von Ahlfen, vom

Gauleiter geschürt, führte zu seiner Ablösung Anfang März durch General Niehoff. Er suchte den Gauleiter in seinem Nebenregiment auszuschalten und die Widerstandskraft der Truppe zu stärken. Dazu diente die Zusage des Oberbefehlshabers Feldmarschall Schörner, er werde Breslau in Kürze von Süden her entsetzen. Die Bevölkerung jedoch traute diesem phantastischen Plan nicht. Inzwischen ging das Terrorregiment Hankes weiter. Zwei Frauen wurden wegen Plündern erschossen, einer meiner ehemaligen Konfirmanten, ein 16jähriger Fabrikarbeiter, wegen einer defaitistischen Äusserung: «Durch mich wird Hitler den Krieg nicht gewinnen!» «Hoff' nicht auf Niehoff, eh' nicht der Hanke hängt!», so hiess es damals. «Nie Hoffnung auf Entsatz», so tönten die russischen Lautsprecher abends durch die Strassen von der nahen Front her.

Der Häuserkampf, in dem die Russen mit grossem Geschick die Häuser durch Beschuss oder anders in Brand setzten, erforderte radikale Massnahmen. Die Häuser wurden ihrer Einrichtung entleert, in Brand gesetzt und oft noch gesprengt, um sie besser verteidigen zu können. Das löste die Moral der Truppe wie der Bevölkerung. Der Unterschied zwischen mein und dein geriet ins Wanken. Die ihrer Wohnungen beraubte Bevölkerung war vielfach dauernd im Umzug nach anderen noch intakten Quartieren, lebte in fremden Möbeln, nahm fremde Sachen, um sich mit dem Nötigsten zu versorgen. Wenn ganze Strassenzüge in Flammen aufgingen, wanderten Betten und Teppiche, Möbel, oft auch Wertsachen in andere Hände, auch in Wehrmachtsunterkünfte. Die Stimmung «Nach uns die Sintflut» griff hier und da um sich, umso mehr, als der Tod ja alle bedrohte, denn überall war jetzt Front. Soldaten in Ruhestellung feierten halbe oder ganze Nächte, mitunter in einem Trubel mit jungen Mädchen, die tagsüber in lebensgefährlicher Arbeit standen. An der Kaiserbrücke wurde nun auf Führerbefehl das Rollfeld als Flugplatz gebaut. Unter Artilleriefeuer und Bombenhagel wurden dort Berge von Steinmassen und Schutt der gesprengten Kirchen und niedergebrannten Häuser beseitigt und die Startbahn planiert. Frauen und Mädchen von 12 Jahren, Jungen von 10 Jahren an standen dort in schutzlosem Einsatz und liessen zu Hunderten ihr Leben. Dort mussten auch «nichtarische» Frauen und Kinder Frondienst leisten.

Menschen jüdischer Abstammung, meist aus «privilegierten Mischchen», wo ein Teil nichtjüdisch war, wurden in zwei Strassen zusammengedrängt, standen unter Staatspolizeiaufsicht und waren allerlei Schikanen ausgesetzt. Im März wollte man sich ihrer entledigen. Sie sollten auf ein altes Oderschiff gebracht werden, das die Oder abwärts fahren und vorher angebohrt werden sollte. Die Aktion wurde plötzlich, als die Opfer schon am Oderhafen zusammen waren, abgeblasen. Nicht nur in diesen Kreisen gab es Selbstmorde.

Das Artilleriefeuer am Vormittag, die Tieffliegerangriffe tagsüber, die Bombenabwürfe abends und nachts zermürbten die Menschen. Hinzu kam

die Angst, im Keller verschüttet zu werden oder in Bränden umzukommen. Noch schlimmer war beinahe die Niedergeschlagenheit, ja Verzweiflung, durch das Kriegsgeschehen aus den kümmerlichen Kellerquartieren mehrfach verdrängt, immer wieder nach neuer Unterkunft suchen zu müssen. Mit jedem Quartierwechsel nahm die Habe, aber auch die seelische Kraft ab. Die gottesdienstlichen Zusammenkünfte, die trotz aller Gefahr erstaunlich stark besucht wurden, und der Zuspruch der Geistlichen, waren vielen seelischer Halt und die Gemeinschaft der Christengemeinde trug und tröstete.

Da brach ein Sturm herein, wie ihn Breslau seit dem Mongolensturm von 1241, der Breslau niederbrannte, nicht mehr erlebt hatte. Nach der Stille des Ostersonnabends setzte am ersten Ostertag ein Trommelfeuer schwersten Kalibers auf die deutschen Stellungen und die Stadt ein. Schwere Bombenangriffe gingen hernieder. Dann stürmten starke sowjetrussische Verbände, unterstützt durch schwere Panzer, gegen den Flugplatz Gandau vor, der ein einziges Trümmerfeld und nicht zu halten war. Beinahe wäre auch der dortige Regimentsstab an der Stadtgrenze überrannt worden. Die Russen drängten die Verteidiger im Westen an die Oder und beinahe in den Fluss. Im Schutze der Nacht konnten 3 Bataillone über die Oder übergesetzt und auf Lastautos sofort wieder der Westfront zugeführt werden. Am Osterdienstag brannte nach pausenlosem Bombardement fast ganz Breslau. Der Sturm trieb einen nicht endenden Funkenregen und tausende Feuerbüschel durch die Straßen und über die Dächer. Der Dom wurde zerbombt, die Häuser der Dominsel zerstört. Die Domtürme brannten zu traurigen Stümpfen herab, vernichtet wurden die Ohlauer- und Taschenstrasse, zum grossen Teil die Hauptstrasse Breslaus, die Schweidnitzer Strasse. Es brannten die Hauptpost, das Postscheckamt, das Gemälde-museum, das Museum für Altertümer, ganze Häusersviertel standen in Flammen, die Häuser stürzten zusammen. Wer sich ins Freie wagte, drohte im Funkenregen in Flammen zu stehen. Ein Geistlicher am Dom sagte unter dem Eindruck der Ostertage: «Wir glaubten die Schrecken des Jüngsten Tages seien gekommen.» Das Kleinod Breslaus, das gotische Rathaus, in dessen Kellern hunderte Verwundete lagen, blieb erhalten.

Während des Ostergottesdienstes im Gemeindesaal von St. Bernhardin schlug eine Bombe ein, riss neun Gottesdienstbesucher in die Tiefe, verletzte Propst Oertel durch Splitter, so dass er blutend am Altar stand. Er erlag wenige Monate später den Folgen der Verletzungen und dem Schock. Die Verluste der Ostertage waren nicht zu zählen, sie konnten nie festgestellt werden. Man wusste nicht einmal, wer die unbekannten unkenntlichen Toten von St. Bernhardin waren. Geistliche und Diakonissen hatten ihren Anteil an Verwundeten, die Schwestern auch an Toten. Vikarin Dietze erlitt eine schwere Lungenverletzung durch Granatsplitter. In der Magazin-

Schule wurde eine ganze Kompanie unter Bomben begraben. Der Infanteriekampf kostete hohe blutige Verluste. Dass Breslau weiter gehalten wurde, war ein Wunder, aber Wahnsinn zugleich.

Der Flugverkehr in Gandau war zu Ende. 6600 Verwundete waren ausgeflogen worden. Ein einziges Flugzeug landete auf der Rollbahn, die soviel Menschenopfer an Toten und Verwundeten gekostet hatte. Hitler meinte, schwere Infanteriegeschütze müssten eingeflogen werden. Der Kommandant protestierte energisch: «Nicht Geschütze, Munition brauchen wir, Geschütze sind Unsinn!» Aber man liess Hitler dabei. So gingen alle Lastensegler, die einflogen, samt den Geschützen durch Abschuss verloren bis auf einen. Wieder ein Zeichen für die unsinnigen Befehle Hitlers. Am 20. April hielt Gauleiter Hanke von Breslau aus die Rundfunkrede auf Hitler zu seinem Geburtstag, 10 Tage später starb er durch Selbstmord, ehe sowjetische Kampftruppen den Reichskanzlei-Bunker erreichten. Der Kampf der Festung Breslau neigte sich dem Ende zu. Alle Grossstädte Deutschlands waren erobert, nur Breslau wurde noch gehalten. Die Bombengeschwader, die durch den Fall von Berlin frei geworden waren, flogen nun täglich Breslau an. Die Verluste auch der Zivilbevölkerung stiegen. Jeder Angriff kostete allein die Zivilbevölkerung 1000 bis 2000 Tote. Kinder, die sich nur kurz auf die Strassen wagten, raffte Artilleriebeschuss dahin. Die Lazarette und Hochbunker mit je 1000 Betten konnten die Verwundeten nicht mehr fassen. Die Kämpfenden hielt die Angst vor russischer Gefangenschaft. Die russischen Lautsprecher lockten jeden Abend, einzeln oder in Gruppen ohne Waffen zu den Russen zu kommen. Es hiess, deutsche Arbeiter hätten im Hin und Her des Strassenkampfes russische Gewehre empfangen und auf deutsche Soldaten geschossen. Zwei Ortsgruppen der Partei waren schon im März in der Weise des Attentats vom 20. Juli mit ihrer Besetzung in die Luft gesprengt worden. Die Täter entkamen unentdeckt. Im Vorort Zimpel zogen Frauen mit weissen Fahnen vor die Ortsgruppenunterkunft und die Truppenquartiere und protestierten gegen die Fortsetzung des Kampfes. Verhaftungen folgten. Im Klettschkauer Gefängnis mussten noch in den letzten Tagen Defaitisten ihr Leben lassen.

Die Stimmen aus der Bevölkerung, die Kirche möchte für eine Beendigung des sinnlosen Kampfes eintreten, nahmen täglich zu. Am 1. Mai nahmen Stadtdekan Pfarrer Konrad und ich mit den führenden Männern des Domkapitels deswegen Fühlung. Sie luden uns zu einer Vorbesprechung am 3. Mai in das Kloster der Grauen Schwestern auf der Dominsel. Wir berieten, mit welcher Begründung wir dem Kommandanten die Übergabe der Stadt nahelegen sollten. Eine Reihe von Gründen wurde erörtert. Da bemerkte ich, ob es nicht geraten sei, einen einzigen Grund zu nennen, der unausweichlich sei: der weitere Kampf sei vor Gott und Menschen nicht zu verantworten. Die beiden Vertreter der katholischen Kirche, Weihbischof

Dr. Ferche und der stellvertretende Generalvikar Kanonikus Kramer, stimmten dem zu und baten mich, bei der Vorsprache der Wortführer zu sein. Ich bat Weihbischof Dr. Ferche, unsere Abordnung zu führen, dem General vorzustellen und das einleitende Wort zu sagen. Unser Entschluss war nicht leicht. Im Domkapitel hatte man Sorgen, unser Vorgehen könnte nicht nur für die Betroffenen, sondern darüber hinaus für die ganze Pfarrerschaft ernste Folgen haben. Wir waren uns alle der bedrohlichen Lage bewusst, denn noch war der Gauleiter in der Stadt und noch herrschte die Geheime Staatspolizei. Was uns ein gutes Gewissen gab, ja mehr, was uns verpflichtet sein liess, für die Not der Bevölkerung vor der militärischen Führung einzutreten, war die Bindung an unser Ordinationsgelübde. Darin heisst es: «Wir ermahnen euch vor Gott... euer ganzes Leben so einzurichten, wie ihr euch getrauen dürft, es dermaleinst vor dem Richtstuhl Jesu Christi zu verantworten.» Auch hatten wir für unseren Schritt Einverständnis und Auftrag unseres Pfarrkonventes empfangen.

In der Nacht schliefl wohl keiner von uns vier, die wir am nächsten Tag vor dem General stehen sollten, ganz ruhig. Ich meditierte meine Ansprache mehrmals und war meiner Sache getrost und gewiss. Es galt ja für 250000 Menschen der Bevölkerung unserer Stadt einzutreten.

Als wir uns am 4. Mai gegen 10 Uhr auf den Weg machen wollten, war ein solcher Luftangriff im Gange, dass es unmöglich war, nach der Dominsel durchzukommen. Das gelang erst kurz vor 13 Uhr. Das Auto des Kommandanten holte uns vom Kloster zu seinem Gefechtsstand im tiefen Keller der Universitätsbibliothek. Wir fanden den General, seinen Stellvertreter, Oberst Tiesler, und den Generalstabsmajor Otto in ihrem Keller. Vorstellung und Vorsprache vollzogen sich wie geplant. Ich schilderte die Leiden, Befürchtungen und die Haltung der Bevölkerung und stellte die entscheidende Frage: «Herr General, können Sie es unter diesen Umständen vor Ihrem ewigen Richter verantworten, die Verteidigung der Stadt fortzusetzen?» General Niehoff sagte: «Ihre Sorgen sind meine Sorgen. Nun sagen Sie mir, was ich tun soll.» Wir liessen keinen Zweifel, dass wir für die Übergabe waren. Der General erklärte, er stehe unter höherem Befehl, dem des Feldmarschall Schörner. Er würde Breslau vom Zobten her entsetzen und die Zivilbevölkerung mit hinausschleusen. Ich widersprach. Ein solcher Durchbruchsversuch müsse in einem Blutbad enden. Die Wehrmacht könne sich selbst nicht retten, geschweige die Zivilbevölkerung. Jetzt erklärte der General: «Bei einer Kapitulation macht die SS nicht mit.» Darauf erwiderte ich: «Dann geben Sie der SS frei, sich durchzuschlagen.» Dann ging das Gespräch, an dem auch die anderen Partner teilnahmen, zu Ende. Der General entliess uns höflich und sagte: «Sie werden von mir hören.»

Nachmittags nach 15 Uhr liess er mich durch seinen Adjutanten im Wagen noch einmal zu sich holen. Ich solle über die Lage der Zivilbevölke-

rung vor einer Versammlung sprechen. Näheres erfuhr ich nicht. Als ich um 16 Uhr in die Zusammenkunft gebeten wurde, waren der Stab des Kommandanten und alle Kommandeure der Truppenteile, etwa 25, versammelt. Der General bat, ich möchte meine Ansprache von mittags wiederholen. Betroffen durch diese Forderung fragte ich, ob ich mit derselben Offenheit wie mittags sprechen dürfte. Niehoff antwortete: «Ich bitte Sie sogar darum.» So sah ich, dass er für die Übergabe war und ich ihm vor seinen Offizieren helfen sollte.

In dieser andersartigen Situation hielt ich es für notwendig, vorauszu-schicken, weshalb ich als Mann der Kirche vor dem Kreis der Kommandeure stünde, dass die Kirche es als ihre heilige Pflicht ansehe, für die Bevölkerung der Stadt einzutreten, da niemand anders da wäre, ihr Mund zu sein, und zur Partei kein Vertrauen vorhanden wäre. Dann wiederholte ich meine Ausführungen vom Mittag, auch, dass die militärische Führung mit der Gefolgschaft der Bevölkerung nicht länger rechnen könne. Wie im kleinen Kreis schloss ich auch hier mit dem Wort des Neuen Testamentes: «Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richtstuhl Christi, auf dass ein jeglicher empfange, wie er gehandelt hat bei Leibesleben, es sei gut oder böse.» Der General stand auf, kam auf mich zu und sagte: «Ich danke Ihnen, mehr wollte ich nicht von Ihnen.» Ich verabschiedete mich und ging.

Die mir nahestehenden Amtsbrüder meinten, ich sei nun gefährdet, denn es war nicht abzusehen, wie der Gauleiter auf mein Auftreten reagieren würde. Der General wollte — das war der Hintergrund des Geschehens — eine einmütige Auffassung seiner führenden Offiziere erreichen, zumal zur selben Stunde zwei deutsche Parlamentäre an der Südfront Ecke Kaiser-Wilhelm- und Viktoriastrasse zu den Russen gingen, um Übergabeverhandlungen anzubieten. Der Gauleiter fand sich noch am selben Abend beim Festungsgeneral ein und machte ihm schwere Vorwürfe, von einem Pfaffen liesse er Stimmung für die Kapitulation machen. Am nächsten Morgen enthielt die Schlesische Tageszeitung, die sogenannte «Festungszeitung», eine scharfe Warnung vor defaitistischen Elementen, ohne dass jemand genannt war.

In dieser Nacht quartierte ich nicht im Keller meines Pfarrhauses, sondern auf Rat der Amtsbrüder im tiefen Keller der Krypta der berühmten Maria-Magdalenen-Kirche. Die Treppe, die von aussen in die Krypta hinabführte, war oben durch Eisengitter und Vorhängeschlösser mehrfach gesichert; ich war verwahrt wie ein Gefangener. Als letzte Sicherung war die Tür in die Grabgruft des Reformators Breslaus D. Johann Hess zu öffnen, wo noch mehr Särge standen. Dort konnte man sich verbergen. Da jedoch tags darauf bis zum 5. Mai nachmittags niemand nach mir im Pfarrhauskeller gefragt hatte, fühlte ich mich nicht verfolgt und begab mich dorthin zurück.

An diesem Tag fiel die Entscheidung für die Übergabe. Der General entschied sich so. Gauleiter Hanke, der erst jetzt merkte, dass sein verbrecherischer Weg zu Ende war, ging noch einmal zum General und bat ihn um Rat, was er tun solle. Er fürchtete für sein Leben, wenn er den Russen in die Hände fiele. Schon hatte er Fühlung mit dem Feldwebel aufgenommen, der einen Fieseler Storch zur Verfügung des Kommandanten hielt. Im Morgen grauen des 6. Mai verliess er die Stadt in diesem Kleinflugzeug, landete in Hirschberg im Riesengebirge und flüchtete in die Tschechoslowakei, wohl um sich zu den Amerikanern abzusetzen. Ähnlich flog auch der gefürchtete Generalfeldmarschall Schörner in westlicher Richtung. Beide ereilte ihr Todesgeschick. Hanke wurde von tschechischer Miliz gefangen und starb bei einem Fluchtversuch an einer Verwundung. So wird jedenfalls berichtet.

Hitler, der den Kampf Breslaus bis zur letzten Patrone forderte, Schörner, der unzählige Offiziere und Soldaten als Feiglinge erschiessen liess, Gauleiter Hanke, dem ein Menschenleben der Zivilbevölkerung nichts galt, wenn es ums Durchhalten ging, erinnern sie nicht an ein Wort des 82. Psalms? Dort heisst es von denen, die unrecht richten: ihr werdet wie ein Tyrann zugrunde gehen.

Als sich am Vormittag des 6. Mai die Kunde verbreitete, der General habe die Kapitulation noch nicht ausgesprochen, obwohl schon Waffenruhe eingetreten war, gingen wir, Weihbischof Dr. Ferche und ich, nachmittags noch einmal zum General. Er erklärte uns: «Ihr Anliegen ist bereits erfüllt. Ich übergebe und fahre sogleich hinüber zu den Russen. Nun sorgen Sie dafür, dass die Bevölkerung eisern Disziplin bewahrt.»

General Niehoff wurde drüben ehrenvoll empfangen, aber durfte nicht mehr zurück. Er unterzeichnete die Kapitulation, die allen Truppen «nach Beendigung des Krieges Heimkehr in die Heimat» garantierte, der Zivilbevölkerung «Sicherheit und normale Lebensbedingungen». Die gesamte Besatzung musste in jahrelange Gefangenschaft. Die Zivilbevölkerung erfuhr Unsicherheit und Hungersnot. Als Niehoff später in seiner Gefangenschaft darauf hinwies, die Bedingungen seien nicht innegehalten worden, meinte man: «Das war eine Kriegslist.»

Hatte die Verteidigung Breslaus einen Sinn? Sie ermöglichte durch Bindung russischer Kräfte vielen Trecks den Weg in westlicher Richtung — und später erleichterte sie das Halten der deutschen Front vor den Sudeten. So liegen anfänglicher Sinn und späterer Wahnsinn der Verteidigung nahe beieinander. Den Überlebenden ist beides unvergessen.

¹Die anderen Pfarrer waren: Propst Oertel und Meyer-Fredrich, St. Bernhardin, Kirchenrat Reinhardt und Leder, Johan-

neskirche, Bartels und Eitner, St. Salvator, Fränkel, St. Trinitatis; die Vikarinnen waren Herta Dietze und Elisabeth Grauer.